

(Nachdruck verboten.)

5) Die Zukunftsprohen.

Von Georg Hermann.

(Schluß.)

„Nicht weinen, Maus! Nicht weinen! ... Nein? Nicht weinen! ... So so so ... nicht weinen ... so so so ... Maus! ... ich hatte Dich ja ... Du bist ... hörst Du? Du ... ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht ... Nicht? Du bist ... jetzt ... meine Frau ... Wir haben Hochzeit gemacht, ja, die Leute haben zwar gesagt ... aber, Maus! ... Du weißt doch ... wir haben Hochzeit ... Der da ...“ er zeigte auf mich, „war auch noch da, er hat Wein getrunken, Wein ... so viel Wein ... und Bier ... Du bist ... jetzt ... meine Frau, Maus! ... Komm her zu mir ... Du mußt jetzt bei ... mir ... bleiben ... Du sollst nicht weggehen! ... Unser Kind ... Mach das Fenster auf ... es ist so — — —“

Das Mädchen warf sich über ihn und schrie. Ein Schrei war es, durchdringend und kläglich, wie nächtens Lokomotivpfeife durch stille Straßen gellen.

Als ich sie von einander trennte, war er verschieden. Das Mädchen konnte ich nicht davon überzeugen, daß er todt war. Sie rieb ihm Brust und Schläfen mit Wasser, rief ihn an, schüttelte ihn, weinte und lachte wie eine Irrensinne. Nur mit Mühe und nach langem Zureden konnte ich sie ein wenig beruhigen.

Mit dem Zimmer war plötzlich eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, jene große Ruhe, welche jeder Todte ausstrahlt, hatte sich eingestellt. Jenes eigenthümliche Nachhallen der Geräusche, das bange Tönen und Klängen der Stimmen, das geheimnißvolle, beängstigende Knistern und Wispern der todten Ruhe.

Ich ging, einen Arzt zu holen. —

25. Mai.

Im Bureau brachte am nächsten Morgen die Neuigkeit eine fünf Minuten währende Panik hervor. Jeder Ankömmling wurde schon an der Thür begrüßt.

„Wissen Sie, Vintrow ist gestorben.“

„Vintrow? Was Sie sagen?! Unmöglich!“

„Ja, Vintrow! Gestern Nachmittag um sechs.“

„Und natürlich gerade jetzt, fünf Minuten nach dem Ersten, wo man nicht 'mal einen anständigen Kranz kaufen kann, weil kein Mensch mehr Geld hat. Das sieht ihm wirklich ähnlich!“

Nur Lorenz, Klüwer und der Lieutenant zeigten sich ein wenig ergriffen. Der alte Herr sprach den ganzen Tag über fast gar nichts, ließ eine Liste für den Kranz umlaufen und trant still eine Flasche nach der anderen in sich hinein. Er lebte seit dem Zehnten des Monats schon wieder beim Oberkellermeister auf Pump und saß tief bis über beide Ohren in der Kreide.

27. Mai.

Der Kranz war ein weißes Wagenrad und auf der Atlaschleife stand in Goldschrift:

„Ihrem treuen und unvergeßlichen Mitarbeiter Ernst Vintrow. Die Kollegen. Ruhe sanft!“

Er kam, wie vorauszusehen, erst im letzten Augenblick; zehn Minuten später, und Herr Vintrow wäre ohne die Zukunftsprohen begraben worden. So waren sie aber noch fast vollzählig erschienen, ein ganzer Wald ehrwürdiger Cylinderhüte war plötzlich neben der offenen Gruft aufgewachsen. Man sah ernst zu Boden und lauschte dem jungen Prediger, der in einer kurzen Rede dem Verbliebenen ein ganzes Heer von Kardinaltugenden andichtete, daß, wenn er auch nur knapp die Hälfte davon besaßen, sie ihn schon zum unaussteiglichsten aller Mustermenschen gemacht hätte.

Nach der Beerdigung umringte man das Mädchen, schüttelte ihr die Hand, und trotzdem sie alle um ihr Verhalten zu dem Verstorbenen wußten, war auch nicht einer, der sie nicht mit „Frau Vintrow“ angesprochen hätte.

Gerade über vom Kirchhof war die Destillation „Zum Trauerjidel“, und nach einer Viertelstunde fanden sich die Zukunftsprohen dort ein.

Sie hatten vorher bestimmt, nicht mit Hurrah in geschlossener Abtheilung das Vollwerk zu stürmen, sondern in Blänkerketten und langsam von verschiedenen Seiten her Besitz zu ergreifen, wer zuerst anlangte, sollte dem Wirth ausrichten, er möge nur immer Tische zusammenstellen, es kämen noch mehr.

Das erste Glas spülte man still und ernst hinunter; der eisgraue Heilige klopfte mir auf die Schulter und sagte wehmüthig:

„Wissen Sie, junger Freund, das Beste ist, man hängt sich auf und geht dann unter die Affen. Seitdem der Tod auf der Welt ist, ist ja kein Mensch seines Lebens mehr sicher!“

Bei dem zweiten Glas wich die Spannung.

Man kam darin überein, daß Vintrow nur aus Bosheit gerade jetzt gestorben wäre. Er hätte ganz gut noch warten, oder wenn es durchaus sein mußte, es zehn Tage früher abmachen können. Der Kranz wäre ja garnichts gewesen: Wie Pasemann aus dem Zentralbureau gestorben ist, da hätten Sie 'mal den Kranz sehen sollen! Der Sekretär von der Abtheilung B. hat gesagt, so einen Kranz wie den Kranz hat er überhaupt noch nicht gesehen.

Der kleine Lorenz erzählte eine lange entsetzliche Geschichte, wie er einst dabei war, als sie jemand lebendig begraben haben.

Hubert, der schon vorher des Guten zuviel gethan, schalt auf die Predigt und rief über den Tisch: „Nicht, Pastor, Du hättest uns eine bessere Rede gehalten?“

Der Angeredete überhörte die Frage. Der Doktor und der Lieutenant waren bei einem eifrigen Gespräch über Befestigungsweisen ins Feuer gekommen, und jeder nannte den anderen einen trassen Ignoranten.

Hubert wurde immer unversämter.

„Wissen Sie, das Mädchen hat mir sogar recht gut gefallen! Glaubst Du, daß da was zu wollen ist, Klüwer ...“

Im nächsten Augenblick ein wüßtes Durcheinander. Ein Tisch fiel um, Bier lief über die Dielen, Scherben klirrten; alle sprangen auf, aber da lag auch schon Hubert trotz seines Sträubens und Um-sich-schlagens mitten auf dem Bürgersteig.

Klüwer hatte nichts abbetommen, doch dem Wirth, welcher schlichten wollte, blutete die Nase. Der Oberkellermeister hatte einen Hieb ins Auge erhalten.

„Was war denn los? Wie kam denn das?“

„Dieser freche Bengel erlaubt sich Redensarten über das arme Mädchen!“

„Ja, an Ihrer Stelle, Herr Klüwer, ich hätte den Burschen ja dezimirt!“ schreit der kleine bucklige Lorenz und schlägt mit der Faust auf den Tisch. Alles pruscht los, lacht, lacht, und selbst der Wirth hält sich trotz seiner blutenden Nase den Bauch. —

28. Mai.

Wenn jemand eine Stelle verlassen hat und nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden kann, sieht man doch erst, was für ein schlechter Mensch er war. „Ich würde es ja nie von Vintrow geglaubt haben, daß er so viel Fehler machen könne.“ Selbst Attenstüde, die er sein Lebtag nicht gesehen, die in ganz andere Rayons gehörten, hatte er mit Fehlern gespielt ...

3. Juni.

Der Tag der Entlassung kam heran, die Quittungen waren unterschrieben, und jeder erklärte, daß er zum allerletzten Mal in einem solchen Bureau gearbeitet hätte.

Der Doktor wollte eine Fabrik zur Ausnutzung seiner Erfindungen erbauen. Es war alles fertig, nur der Geldmann fehlte noch. Doch es war ja eine Kleinigkeit, den zu entdecken, er könnte schon morgen zehn für einen bekommen. Der kleine Pastor gründete eine periodisch erscheinende ethische Zeitschrift, welche zugleich die Bestrebungen der Temperenzler unterstützen sollte.

Klüwer und Lorenz traten ihre Stellungen an.

Der Lieutenant bezog einen Ingenieurposten; der Oberkellermeister eröffnete eine Kneipe am Wedding.

Und Hoffburg, ja, Hoffburg wurde Journalist.

Heute rührt kaum noch jemand eine Feder an, doch der Oberkellermeister bleibt in einem Laufen, so viel Bier muß er heranschleppen.

Hubert ist schon angetrunken in den Dienst gekommen, er geht zwischen den Tischen auf und nieder und giebt Kraftproben im Stühlehanteln und Händedrücken.

Der kleine Lorenz seufzt.

„Aber Lorenzchen?“

„Ach! Ich denke nur so nach. Die fünfundsiebzig Mark, die man hier bekommt! Da habe ich früher meinem jüngsten Laufburschen mehr gegeben. Und dafür schuftet man sich nun den ganzen Monat ab.“

„Na, es war ja das letzte Mal . . . Werden wir denn heute nicht früher entlassen? Wie ist denn das?“

„Ich werde doch mal den Sekretär fragen.“

Der kleine Lorenz humpelt in das Nebenzimmer.

„Verzeihen Sie, Herr Klüwer, was gedenken Sie eigentlich zu unternehmen?“

„Ich komme in die Registratur der Zentralkasse, ich habe gestern Bescheid erhalten; aber sagen Sie ja nichts Herrn Lorenz, dem habe ich eingeredet, ich trete eine Buchhalterstelle an.“

„Nicht ein Wort, Herr Klüwer.“

Der kleine Herr kommt wieder.

„Nun?“

„Sowie das Geld da ist, es ist ja doch nichts mehr zu thun; — es muß jede Minute von der Kasse hier sein.“

Klüwer erhebt sich, um Frieden zu stiften, denn Hubert hat soeben in einer Ecke mit Herrn Hoffburg einen griechisch-römischen Ringkampf mit Griffsuchen begonnen.

„Obertellermeister, bringen Sie mir doch einmal eine Flasche Bier! Ja?“ Lorenz wendet sich an mich: „Man wird leichtsinnig, wenn man soviel Geld erwartet.“

„Entschuldigen Sie, Herr Lorenz, was werden Sie jetzt beginnen?“

Der kleine Herr winkt mich zu sich heran und sagt mir ganz leise ins Ohr:

„Ich komme in die Registratur der Zentralkasse; gestern haben sie mir geschrieben; aber sagen Sie keinem etwas, am wenigsten Herrn Klüwer, dem habe ich erzählt, ich werde Disponent bei Bleichröder.“

„Nicht ein Wort, Herr Lorenz . . .“

Die Welle, die sich hier einige Zeit gestaut, schlug auf die Düne, zersprang in Tropfen. Die Zukunftsproben zerstoßen in alle Winde. —

Der arme Lintrow hätte sich keine schlimmen Gedanken um sein Kind machen brauchen. Es war wie Lessing's Sohn ein außergewöhnlich kluger Junge. Erst wollte er nicht auf die Welt, mit Zangen mußte man ihn holen, und als er endlich hier war, machte er schnell, daß er wieder fortkam und — nahm die Mutter mit. —

(Nachdruck verboten.)

Peterfilie.

„ . . . In Summa, die grüne Peterfilie ist ein Gewürz, so allen Speisen einen sehr guten Geschmack giebt, auch zu allen gebraucht wird, sowohl wegen des guten Geruchs wie wegen ihrer Farbe.“

Solche Würdigung dieses schmutzen Küchenkrauts finden wir in einem alten Kochbuch, das im Jahre 1716 herauskam, und man thut wohl nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß die Günst, deren sich die Peterfilie damals erfreute, nicht nur nicht nachgelassen, sondern sogar zugenommen hat. Was für ein Gericht auch aus der Küche her auf den Tisch wandert, fast immer spielt die Peterfilie bei der Zubereitung eine Rolle. Wenn man auf das feingestüßte, zierliche grüne Blatt mit seinem Bestandtheil an ätherischem Del verzichten zu können glaubt, so nimmt man Zuflucht zu der kräftigen Wurzel mit ihrem energischer wirkenden Geschmack.

Der charakteristische Wohlgeschmack, den die Peterfilie den mit ihr angerichteten Speisen verleiht, quillt vorwiegend aus einem sehr feinen ätherischen Del, das in den krautartigen Blättern enthalten ist. Der Gehalt an diesem Del ist überaus würzig, aber er wirkt doch so intensiv, daß eine nicht völlig theilnahmlose Zunge stets sein Vorhandensein errathen wird. Uebrigens ist die Kultur der Peterfilie als eines Küchengewächses uralte. Griechen und Römer begnügten sich freilich noch ausschließlich mit der in wildem Zustande vorkommenden Pflanze, aber schon zur Zeit Karls des Großen wanderte die Pflanze in den Küchengarten, um hier sorgfältigster Kultur theilhaftig zu werden. Im Jahre 1070 wird sie als sehr wesentlicher Faktor unter den Küchenkräutern erwähnt, die das Kloster Hirsa in Württemberg in sorgfältigster Pflege aufzieht.

Man darf wohl annehmen, daß sie zu jener Zeit bereits überall in der Küche der Kulturlationen Europa's Verwendung fand. Nur John Bull mag sich zuerst ganz und gar nicht mit

dem schmutzen Küchenkräutchen befreunden. Im Jahre 1548 gelangte es aber schließlich doch von Sardinien aus auf seinen Tisch, und seitdem hat es sich denn auch genügend in den Gärten des Dreifürstentums eingebürgert. Etwa seit jener Zeit aber ist die Peterfilie in ganz Europa das allgemine und auch wohl beliebteste aller Küchenkräuter geworden.

Selbst in der verhältnismäßig kurzen Zeit, da sich die Peterfilie als Küchengewächs einen Platz zu erobern verstand, hat die Kultur bereits zwei ganz verschiedene Spielarten zu Stande gebracht. Es ist dies die Schnittpeterfilie mit gekrausten Blättern und die Wurzelpeterfilie, deren Blätter platter, breiter sind. Von der ersteren kommen nur die Blätter der Wurze halber in Verwendung, während man es bei der letzteren, wie schon der Name besagt, vorwiegend auf die Wurzel abgesehen hat. Diese ist dick, reich an Fleischgehalt und nicht selten sogar 60 Centimeter lang. Wir auf deutschem Boden legen zwar auf die Wurzel im allgemeinen keinen zu hohen Werth; höchstens daß die Hausfrau sie bei manchen Speisen als würzendes Beiwerk verwendet. Und auch dann wird sie das Maß dessen, wovon sie etwa Gebrauch macht, stets mit hinreichendem Bedacht in Erwägung ziehen, weil der süßliche Geschmack der Wurzel doch auf die Länge ermüden möchte. Bei anderen Völkern dagegen gilt das Peterfilienwurzel-Gemüse für ein Gericht, das vollkommen selbständig servirt und mit großem Behagen verzehrt wird. In Frankreich, spielt es sowohl in den Familien als auch in öffentlichen Speisehäusern eine sehr beachtenswerthe Rolle.

Man kann der Peterfilie nicht gedenken, ohne gleichzeitig vor ihrer gefährlichen Verwandten zu warnen, der so giftigen Schierlingsstaude. Diese wächst überall, sowohl in Gräben oder nahe bei Teichen und Bächen als auch auf dem Gartenboden, der unserer Peterfilie am zuträglichsten ist. Im allgemeinen kennt man den Schierling als Wasserchierling, der nahe bei Bächen und Gräben, als Fledenschierling, der in Heden, und als sogenannten kleinen Schierling, der vorzugsweise in der Gartenerde gedeiht. Am gefährlichsten ist wohl der erstere; der aus ihm gewonnene Saft war es, durch den Sokrates den Tod fand. Die Wurzel, groß wie eine Rübe, ist durch Querräume getheilt, in denen das Gift zumal reichlich vorhanden sein soll. Die zweite Art hat ihren Namen von den Fledern, die bräunlichroth an Stengeln und Blättern angebracht sind. Es ist dies ein scharf ausgeprägtes Kennzeichen der Pflanze; die Spigen an den Blättern nehmen sich bei ihr so aus, als ob sie durch eine Flamme verjengt seien. Auch diese Schierlingsart ist sehr giftig; Thiere halten sich instinktiv von ihr fern; ein widerlicher Geruch, der von ihr ausgeht, warnt sie vor dem todbringenden Genuß. Vor dem kleinen Gartenschierling, der auch Hundspeterfilie genannt wird, muß sich zumal der Mensch hüten. Diese Art ist um so gefährlicher, als sie besonders gern sich als Unkraut unter die Küchenspeterfilie zu mischen pflegt. Glücklicherweise giebt es ein sicheres Mittel, durch das man diese von ihrem so gefährlichen Verwandten zu unterscheiden vermag. Zerreibt man nämlich einige Blättlein der Peterfilie, so duften sie würzig, mit angenehmem Aroma, der Folge des bereits erwähnten ätherischen Oeles; um so widerlicher aber ist der Geruch, den ein auf gleiche Weise behandelter Schierlingsstengel ausströmt. Auch dem Aussehen nach vermag man bei einiger Uebung die beiden Pflanzen durchaus sicher zu unterscheiden. Die Blüthe der Peterfilie ist grünlichgelb, die des Schierlings weiß. Unter jedem Blütenstande, den diese anseht, befinden sich drei Deckblättchen, die, sehr lang und schmal, beinahe senkrecht abwärts hängen; bei der Peterfilie zeigen diese Deckblättchen ein fast verklümmertes Aussehen. Wer schließlich in die Erde gräbt, kann sich ganz und gar nicht täuschen; denn die Wurzel des Schierlings, selbstverständlich des Gartenschierlings, bleibt, entsprechend der Stärke des Stengels, allzeit dünn, während man bei der Peterfilie doch jene vollen, fleischhaltigen Wurzeln sucht, deren die Hausfrau meistens für ihre Fleischsuppen und hin und wieder auch bei manchem Fischgericht bedarf.

„Peterlein von Alexandrien“ — das ist der Name, den unsere Gartenpeterfilie das ganze Mittelalter hindurch in den Kräuterbüchern führt. Man glaubte nämlich, die Pflanze stamme aus jener Stadt Nordafrika's, von wo aus Kreuzfahrer sie erst nach Deutschland, überhaupt nach Europa gebracht hätten. Im Sommer zieht sich wohl fast jede Hausfrau, die über ein Stücklein Gartenerde verfügt, ihre Peterfilie selber. Diese will recht dünn ausgefreut sein und kann, was den Platz betrifft, auch als Zwischenfrucht zwischen anderen Gemüsesorten geerntet oder gepflanzt werden. Sehr hübsch macht sich Peterfilie, zumal die schmutze, krausblättrige, als Einfassung für Beete. Das fette Grün hebt sich äußerst geschmackvoll von dem etwaigen bunten Blumenstolz ab, der die Beete selber füllt. Um so größer ist die Sorge im Winter, zumal in einem Haushalte, der auf dieses Küchengewürz den richtigen Werth legt und seiner nicht gern bei der Zubereitung der Speisen entzehen mag. In manchen Familien hilft man sich, indem man die Stengel noch in der guten Jahreszeit schneidet, an heißer Stelle trocknet, in Pulver zerreibt und in Flaschen, die natürlich fest verkorkt werden müssen, aufbewahrt. So hergerichtet, behält sie ihr Aroma und leistet im Winter, wenn der Boden erstarret oder gar in Schnee gehüllt ist, erhebliche Dienste. Auch noch auf andere Art kann man sich, wenigstens auf mehrere Tage hinaus, den aromatischen Geschmack der Peterfilie und ihren grünen Farbenton sichern; man zerlasse ein Stück Butter auf mäßigem Feuer, schütte die gewiegte Peterfilie hinein und gieße

Diese Mischung, nachdem sie einige wenige Male aufgelöst, in ein Löffchen oder Räßchen. Solche Petersilienbutter hält sich, an richtiger Stelle aufbewahrt und immer gut zugedeckt, recht wohl ein bis zwei Wochen. Der Theil, dessen man bedarf, wird kurzweg herausgestochen.

Auch im Winter ist es nicht mit Schwierigkeiten verknüpft, dieses Küchenkraut allzeit grün bei der Hand zu haben. Man braucht nur im Keller einen etwas hellen Platz zu wählen und hier eine Anzahl Wurzeln pyramidenförmig in Sand einzuschlagen. Bald keimen oben zierliche kleine Triebe, die höher und höher steigen und mit getrauten Blättlein gekrönt sind. Auch in der Küche kann man sich ein solches Petersilienbeet anlegen; eine etwas große Schüssel oder Holzliste geben den geeigneten Platz dafür ab. Nöthig ist nur, daß der Sand stets feucht sei; den Sonnenstrahlen oder wenigstens dem Licht soll man immer reichlich Zutritt zu diesem primitiven Kräutergarten verflatten. Ja, nicht einmal die ganze Wurzel ist zur Anlage durchaus nothwendig. Die Hausfrau schneidet, wenn sie Petersilienwurzeln in der Küche verwirtheht, die Köpfe ab und stellt diese in einen mit Wasser gefüllten Blumentopf-Unterfaß. Bald grünt es hier so üppig, Stengel an Stengel, Blatt an Blatt, als ob ein wirkliches Petersilienbeet in den Küchenraum verpflanzt worden. Wenn damit nicht genügt ist, dem sei das folgende Verfahren angerathen. Man bestelle sich beim Töpfer ein irdenes Gefäß von etwa 30 Zentimetern Höhe und einem unteren Umfang von nahezu 70 Zentimetern. Oben soll es sich ein wenig verengen, während seitwärts ringsum vier Reihen Löcher angebracht werden mögen. Im Herbst oder Winter, wenn die frische Petersilie knapp ist, lege man, zwischen Erde gebettet, kurze Wurzeln in den Topf, und zwar derart, daß stets der Kopf derselben dicht an je eine Oeffnung gebracht wird. Der Topf ist dann völlig mit Erde zu bedecken und von Zeit zu Zeit zu begießen — aber nicht etwa in übertriebener Weise, da sonst die Wurzeln leicht in Fäulniß übergeben. Binnen kurzem gucken aus jeder Oeffnung grüne Triebe, die dann hervorbrechen und das ganze Gefäß wie mit einem Kranz von getrauten Blättlein umzirren. In solchem Küchengärtlein geht die Petersilie niemals aus. Sobald ein Stengel abgepflückt ist, drängt sich schon der andere neugierig hervor. Uebrigens braucht dieser Petersilienkranz durchaus nicht in die Küche verworfen zu werden. Auch im Zimmer, am Blumenfenster kann er sich jederzeit bilden lassen; ja er schlägt mit seinen reizenden, zierlichen Blättern und dem vollen satten Grün manche andere Pflanze, die hier ihren Platz findet, siegreich aus dem Felde. —

Silvester Frey.

Kleines Feuilleton.

— Id. Sport. Im Westen. Durch einen weiten, fließbestreuten von Neubauten umgebenen Platz ziehen sich meterhohe Gitter. In den durch diese Gitter gebildeten Abtheilen bewegen sich hellgekleidete Frauen, junge, unentwidelte mit offenen Haaren, Ältere, mit ruhigerem Auftreten. In einer Ecke tummeln sich Radfahrer. Alle Frauen haben die glatten, ungetrübten Gesichter jener Menschen, die nicht den Kampf ums Dasein mitkämpfen müssen. Ein Herr kommt den schmalen Gang zwischen den Gittern herunter. Er hat den offenen, kühlen Blick der Aerzte. Er grüßt mehrere Damen. Sie rufen ihm freundlich lächelnd zu: „Guten Tag, Doktor!“ Vor dem letzten Abtheil bleibt er stehen. Eine über-schlanke, blasse Dame spielt dort mit einem jungen Mann Laton Tennis. Mit lässigen Bewegungen fängt sie die ihr zugeflehenden Bälle auf und schlägt sie wieder zurück. Kaum, daß sie einen Schritt zur Seite springt, um vorbeifahrende Bälle aufzufangen. Die zur Erde gefallen muß ihr ein kleiner Junge reichen, der von dem Hin- und Herlaufen und dem fortwährenden Wägen ganz athemlos ist. Sein rother, struppiger Kopf folgt mit einer gewissen Angst den fliegenden Bällen.

Der Arzt schüttelt den Kopf. Dann sagt er mit klarer Stimme: „Guten Tag, gnädiges Fräulein!“ Das Fräulein sieht sich um, kommt langsam näher und begrüßt ihren Arzt. Der Junge lehnt sich müde an das Gitter, auf den Gartenstuhl darf er sich nicht setzen; der ist nur für das gnädige Fräulein.

Der Arzt schüttelt abermals den Kopf: „Gnädiges Fräulein! Sie erfüllen meine Vorschriften nicht — also kann ich auch nicht für den Erfolg der Kur garantieren.“ „Wieso?“ fragt sie mit einem herrlichen Aufwachen des Kopfes. „Erstens tragen das gnädige Fräulein immer noch ein Korsett.“ Das Fräulein, das trotz des Spielens, trotz der Hitze, die über dem baumlosen Platz brüht, immer noch bleich und sahl geblieben war, erröthet: „Aber Herr Doktor . . . Das schadet doch nicht!“

Er fährt ruhig fort: „Und glauben Sie, das elegante Tuchkleid mit dem hohen Spitzenragen thut Ihnen gut beim Spiel?“ „Aber, Herr Doktor! Sie vergessen ganz, was ich meinem Stand schuldig bin . . . Ich bin die Gräfin Oberweide!“

„Ein Bajakleid, eine helle Bluse würde Ihrer Gesundheit zuträglicher sein. Vor allem dürfen Sie keinen so hohen Kragen tragen.“ „Und mein Hals?“

Der Doktor lächelt verbindlich: „Ueber einen hohen Hals einer hohen Person wird niemand spotten. Vielleicht wird er sogar dann Mode . . . Und vor allem, sehen Sie sich einmal die Frauen dort hinten in dem Neubau an, die die Fenster putzen. Wenn die sich

bewegen müssen, machen sie ganz ungeniert vorn ihre Taille auf und krepeln die Aermel auf . . .“

„Aber diese Frauen . . .“
„Diese Frauen werden auch nicht bleichsüchtig!“ Ein kritischer, Herber Zug zeigt sich um seinen Mund. „Und dann haben Sie sich auch da einen Jungen genommen. Der muß Ihnen ja die gesündeste Arbeit abnehmen. Müssen Sie denn auch die dumme Mode der Andern mitmachen?“

Sie blüht ihn verzweifelt an: „Aber ich . . . ich kann mich doch nicht fortwährend bücken? . . . Ich soll jetzt gar noch das Bücken lernen?“ —

— Eine Zeitungsstatistik wird in den „Berl. Pol. Nachr.“ veröffentlicht. Von den 3405 täglich, mehrmals oder mindestens einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen, welche am 1. Juli 1897 im Reich geäußt wurden, erscheinen 3337 in deutscher, die übrigen 68 in fremder Sprache. Unter den letzteren überwiegen weit die polnischen (39) und dänischen (19) Blätter. Unter den 3337 deutschen Zeitungen erscheinen täglich (6 Mal in der Woche oder noch öfter) 1197. Zwei oder mehr Ausgaben täglich haben nur 91 Zeitungen. Die 2439 Zeitungen, deren Auflage zahlenmäßig angegeben ist, erscheinen in 8 926 100 Exemplaren. Demnach wird man mit einer Gesamtauflage von nicht viel unter 12 Millionen Exemplaren zu rechnen haben. Nach Abrechnung der Verbreitungsgebiete der in fremder Sprache erscheinenden Zeitungen entfällt somit auf wenig mehr als 4 Köpfe der deutschen Bevölkerung ein Zeitungsexemplar. Auf Zeitungsabonnement werden in Deutschland im ganzen 68 Millionen Mark, also über 1 M. auf den Kopf der Bevölkerung, ausgegeben. 321 Zeitungen sind konservativ oder freikonservativ, 318 Zentrumsblätter, 300 nationalliberal, 356 linksliberal der verschiedenen Schattirungen, 54 sozialdemokratisch und nicht weniger als 900 bezeichnen sich als parteilos. Der Rest sind Amts-, Kreis-, Anzeigenblätter oder Zeitungen, deren Parteistellung nicht ermittelt ist. Charakteristisch ist dabei die vergleichsweise sehr große und zugleich stetig wachsende Zahl der parteilosen Zeitungen. —

Archäologisches.

— Reiche und wichtige Ergebnisse haben die von Gayet vorgenommenen Ausgrabungen in Antinoe (Ober-Egypten) geliefert. Der „Voss. Ztg.“ wird darüber aus Paris berichtet:

Antinoe wurde 132 v. Chr. vom Kaiser Hadrian zum Andenken an Antinous erbaut. Sie war die prächtigste, großartigste Stadt der Römer in Afrika, eine Nebenbuhlerin der Reichshauptstadt, das afrikanische Rom, und hat bis ins neunte oder zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestanden. Gayet grub namentlich in der Nähe eines aus römischen Granit erbauten Tempels nach, wo er hauptsächlich vier Grabfelder aus ägyptischer, römischer, byzantinischer und koptischer Zeit auffand. Mit Ausnahme der römischen lieferten die Gräber nur Gegenstände, die auch schon durch andere Ausgrabungen reichlich zu Tage gefördert worden sind. Die Ausbeute aus den römischen Gräbern ist bis jetzt einzig in ihrer Art. Die Bestatteten waren theilweise in römischer Kleidung beigesetzt, die sofort erkenntlich war. Eine große Zahl der Todten war in asiatischer Kleidung, hauptsächlich in einer Art Hemd oder Fallkleid bestehend, begraben worden. Aber diese Kleider, auch diejenigen des byzantinischen Grabfeldes, bestehen aus schöner Seide, die aus China bezogen, aber in Syrien bearbeitet, gewebt und gefärbt worden war. Die Farben, blau, gelb, grün, rosa, purpur, sind heute noch äußerst lebhaft und schön, die Webe-Arbeit, die Musterung der Stoffe kann nur mit den besten Weberereien verglichen werden, die heute in Lyon angefertigt werden. Die Verzierungen und Muster bieten eine unendliche Mannigfaltigkeit in Zeichnung und Herstellung. Manches ist gewebt und gewirkt, anderes gestickt. Die meist breiten Einfassungen bestehen aus stilisirten Pflanzen, Blumen und Thieren in großer Abwechslung. Besonders in den römischen Gräbern hat sich auch viel schönes Schutzzeug gefunden. Schön gearbeitete, den heutigen ähnliche, ausgeschnittene Schuhe aus feinem Leder mit Goldverzierungen, die ganz in derselben Weise eingepreßt zu sein scheinen, wie heutzutage die Goldbuchstaben auf den Bucheinbänden. Aus den römischen Gräbern stammen auch eine Menge Gesichtsmasken, offenbar Bildnisse der Verstorbenen. Sie sind aus Gips, oft der Natur entsprechend gefärbt, die Augen aus Schmelz. In dem Grabe einer jungen Römerin wurde ein thaler-großer Spiegel in silbernem Rahmen gefunden. Der Spiegel ist linsenförmig, aus Glas, hinten mit Zinn belegt. Dant dieser Form sieht man sich mit gutem Gesicht darin. Auch eine wohl-erhaltene, sehr frisch aussehende römische Vaud- oder Kugelflasche mit langem Hals ist erhalten, ganz dieselbe Form, wie unsere heutigen Wasserflaschen. Die in den römischen Gräbern gefundenen Bildwerke sind natürlich alle klein. Es befinden sich darunter mehrere schöne, zum theil gekrönte Frauenköpfe, besonders aber eine sitzende Isis in der bei den Römern üblichen Form. Auch eine schön gearbeitete Frauengestalt, wahrscheinlich nach einem griechischen Urbild, aus Eisenbein; leider fehlen Kopf und Füße, dazu auch Ringe, Lampen und sonstige kleine römische Sachen. Die byzantinischen und die koptischen Gewebe bieten unter der großen Menge auch einige Zeichnungen, Verzierungen und Muster, wie sie bei den sonstigen derartigen Funden der letzten Jahrzehnte noch nicht festgestellt worden sein dürften. —

Physiologisches.

l. Lachen als Krankheit. Die Ansicht, daß Lachen gesund sei, hat gewiß ihre große unbestrittene Berechtigung, andererseits kann das Lachen aber auch geradezu eine Krankheit oder mindestens die Aeußerung einer solchen sein. Auch beim gesunden Menschen ist ein zu heftiges oder andauerndes Lachen von verschiedenartigen Erscheinungen der Erschöpfung gefolgt, die gelegentlich zu gänzlicher Erschlaffung führen. Man hat auch schon häufig an eine Verwandtschaft zwischen Lachanfällen und epileptischen Anfällen gedacht, indem beide mit gleicher Unwiderstehlichkeit auftreten. Es handelt sich hier aber nicht nur um eine oberflächliche Nehnlichkeit, sondern das Lachen kann zuweilen geradezu an stelle eines epileptischen Krampfes treten. Daß das Lachen nicht immer ein Ausdruck der Freude ist, weiß wohl jeder. Bei Nervenleidenden zeigt es sich zuweilen unter Umständen, in denen eine ganz andere Bewegung als Heiterkeit den betreffenden beherrscht. Es ist eine krampfartige Reaktion nach einer starken Erregung und tritt an stelle eines Schluchzens, dem es übrigens hinsichtlich der körperlichen Bewegung nahe verwandt ist. Das Lachen kann als Anfall auftreten wie ein Krampf, dies wird besonders oft bei hysterischen Personen und unter besonderen Umständen auch bei epileptischen beobachtet. Das Auftreten von Lachkrämpfen bei Epileptikern ist besonders interessant und noch wenig beachtet. Der bekannte französische Physiologe Charles Féré berichtet von einem 36jährigen Epileptiker, dessen Anfälle sich in eigentlichen Krämpfen und eigenthümlichen Lachkrämpfen abwechselten. Auch bei ersteren trug sein Gesicht den Ausdruck eines höhnischen Lachens, während seine Brust unbeweglich blieb. Den Lachkrämpfen ging regelmäßig eine Zeit großer Geschwätzigkeit voraus, dann wurde der Blick plötzlich starr, das Gesicht blaß, der Kranke sank langsam hintenüber, während seine Flügel den Ausdruck des Lachens annahmen, begleitet von abgerissenen und laut hörbaren Athembewegungen, so daß der ganze Anfall wie ein lautes unangenehmes Lachen wirkte. Die Anstrengung dabei war eine so große, daß das Gesicht unter dem Blutandrang vollständig violett wurde und eine Erstüdnngsgefahr vorhanden zu sein schien. Der Krampf hörte dann plötzlich auf, nachdem er 4 bis 5 Minuten gedauert, der Athem steht zunächst still, als ob der Kranke thätiglich erstickt wäre, dann kehrt die Athmung wieder, jedoch bleibt der Kranke noch etwa eine Stunde in tiefer Ohnmacht. —

Aus dem Thierreiche.

*** u. Wie entsteht der Farbenwechsel des Chamäleons.** Das Chamäleon und, wie nicht so allgemein bekannt sein dürfte, auch andere Reptilien besitzen die Eigenschaft, je nach der Farbe ihrer Umgebung die Farbe zu wechseln; sitzen die Thiere im grünen Gras, so haben sie selbst eine grüne Farbe, sitzen sie auf der Erde oder auf Steinen, so sehen sie wie diese grau aus. Es ist klar, daß diese schätzbare Eigenschaft den damit begabten Thieren Hilfe gegen Feinde insofern verleiht, als sie von diesen infolge der ihrer Umgebung gleichen Farben weniger leicht gesehen werden können. Weniger klar war längere Zeit hindurch, auf welche Weise dieser Farbenwechsel entsteht. Kummehr glaubt man sagen zu dürfen, daß das Auge der Thiere dabei unbewußt und unwillkürlich mitwirkt. Wie bei uns, wenn wir in ein grelles Licht blicken, unwillkürlich ein Zucken der Augenlider, ja auch wohl Thränenfluß hervorgerufen wird, so werden beim Chamäleon und den ihm verwandten Thieren, wenn sie in ihrer Nähe Grünes sehen, gewisse unter der Haut befindliche Organe, welche mit grünem Farbstoff angefüllt sind, angeregt, diesen Farbstoff in die Haut zu ergießen, so daß diese selbst dann auch grün erscheint — also in der That eine mit der Thränenabsonderung gar nicht so wenig verwandte Erscheinung. Befinden sich die Thiere in grauer Umgebung, so ruht auch die Thätigkeit dieser Farbstoff liefernden Organe, weil sie eben nur dadurch, daß das Auge etwas Grünes erblickt, angeregt wird, gerade wie das Niesen und Husten auch Bewegungen sind, die durch gewisse störende Empfindungen hervorgerufen werden. Daß diese Theorie vom Farbenwechsel des Chamäleons die richtige ist, wird ganz besonders noch dadurch erhärtet, daß zufällig blind gewordene Thiere die Erscheinung nicht zeigen, sondern auch im grünen Gras grau aussehen. —

Aus der Pflanzentwelt.

— Ein Riesenbaum. Unweit der Stadt Oaxaca im südlichen Mexiko bei dem Dorfe Tule steht eine mächtige mexikanische Sumpfpflanze. Der Stamm trägt die heute noch lesbare Inschrift mit Humboldt's Namen, die der große Forscher vor einem Jahrhundert eingrub. Sein Durchschnitt, von unregelmäßiger Gestalt, mißt an 13 Meter in der Richtung des größten Durchmessers, und etwa die Hälfte hiervon in der Quere; er ist jedoch so stark ausgedübelt, daß sein Umfang, unter Einrechnung aller der vorpringenden Streben, zu reichlich 45 Meter anzunehmen ist. Der Baum von Tule bedeckt bei einer Höhe von nahezu 50 Metern mit seiner üppigen immergrünen Krone, deren Aeste und Zweige tierlich nach den Seiten überhängen, eine Fläche von reichlich 40 Metern im Geviert. Sein Grün ist frisch und seine Belaubung dicht, und trotz seines auf zwei Jahrtausende geschätzten Alters zeigt sich an ihm heute ebensowenig wie zu Humboldt's Zeiten ein einziger dürrer Ast. —

Geologisches.

— Das Alter der Erde. Den neuesten Beitrag zur Frage über das Alter der Erde hat Herr J. G. Goodchild von der britischen „Geological Society“ in einer Vorlesung geliefert, die er kürzlich als Vorsitzender der Physikalischen Gesellschaft in Edinburgh gehalten hat. Indem er gewisse Veränderungen, die in der Vorzeit stattgefunden haben, einer Betrachtung unterzieht, schätzt er die Zeit ab, die für die Bildung der Gesteinsschichten verschiedener geologischer Perioden erforderlich war, und gelangt zu dem Schlusse, daß 93 Millionen Jahre seit dem Beginn der Tertiärzeit und 700 Millionen Jahre seit dem Anfang der kambrischen Periode verfloßen seien. Der Beginn des Lebens auf der Erde dürfte seiner Ansicht nach ebenso weit hinter der kambrischen Zeit zurückliegen, wie diese hinter der Gegenwart. Es würde also für die Entwicklung der Thier- und Pflanzenwelt ein Zeitraum von 1400 Millionen Jahren zur Verfügung stehen. —

Humoristisches.

— **Slaven oder freie Männer?** „Sind wir Sklaven oder freie Männer?“ — domerte der Redner. „Na, verheirathet sind wir wohl alle“ — tönte es von einer der hinteren Reihen als Antwort zurück. — („Jugend.“)

— **Weitwichtige Halbbrüder.** Landrichter (zu einem Manne, der als Zeuge funktionirt): „Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt?“ — Zeuge: „Ja wohl, Herr Richter!“ — Richter: „In welchem Grade?“ — Zeuge: „Na — wir sind halt weitwichtige Halbbrüder.“ — Richter: „Wie soll ich das verstehen?“ — Zeuge: „Sein Vater hatte meine Mutter heirathen sollen, 's ist aber nichts daraus geworden!“ —

— **Genügt.** „Sind Sie auf der Gebirgstour, auf welcher Sie Ihre Frau kennen lernten, nicht auch abgestürzt?“ — „Nein, nur reingefallen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Vor der Elbmündung überrannte der Dampfer „Washington“ ein englisches Fischerboot. Zwei von den Insassen ertranken. —

y. Infolge einer Explosion flog eine Pulvermühle in Gagen in die Luft. Ein Arbeiter wurde sofort getödtet, ein anderer schwer verletzt. —

— **Diamidodiphenylamin** — kürzer konnte ein Hallenser ein Mittel zum Färben der Haare, auf das er ein Patent erhielt, nicht benennen. —

— Auf der Bahnstrecke vor Schönebeck (Provinz Sachsen) fuhren am Sonntag zwei Radler. Der Führer des Schnellzuges von Magdeburg bemerkte sie und gab ein Signal mit der Pfeife, doch gelang es nur dem Einen, noch bei seite zu springen. Der Andere wurde zernahmt. —

— Weil er ihn im Wirthshause um drei Mark gemahnt hatte, lauerte ein junger Bursche in Pforzheim einem Kameraden auf und stieß ihn mit dem Messer nieder. —

— Eine Magd in Weigenhofen (Mittelranken) warf ihr heimlich geborenes Kind in eine Hede, wo es von einem Jagdhund fast gänzlich aufgefressen wurde. —

— In einer Länge von anderthalb Kilometern wurde der Telephontrakt auf der Linie Wien-Triest zwischen Djenhausen und Günselsdorf — gestohlen. —

— In Temesvar (Ungarn) hat ein Gymnasialschüler seinen Professor, der ihm eine schlechte Note gegeben hatte, niedergeschossen. —

— In Czernowitz (Bukowina) und Umgebung hat ein Unwetter großen Schaden angerichtet. —

— Unter dem Landvolke in Siebenbürgen ist die Pelagra aufgetreten. —

— Um ein Vogelneft auszunehmen, kletterte ein Arbeiter in Bobrownik (Ruffisch-Polen) auf eine Pappel. Er stürzte herab und fiel so unglücklich auf einen Gartenzaun, daß ihm eine Spitze desselben in den Unterleib drang, und er nach kurzer Zeit starb. —

— Eine furchtbare Feuersbrunst suchte die Stadt Ostrina im Gouvernement Wilna heim. Drei Synagogen und 120 Häuser wurden zerstört. Drei Personen sind verbrannt. —

— Bei der Versteigerung einer Gemäldesammlung in London wurden drei Bilder Rosselli's verkauft. Die „Veronica“ erzielte 32 000 M., „Dante am Sarge der Beatrice“ und „La Ghirlandata“ je 60 000 M. Ein Bild von Burne-Jones „Spiegel der Venus“ wurde für 100 000 M., der „Chant d'Amour“ für 64 000 M. verkauft. Ein Portrait des Nicolas Rut von Rembrandt ergab 100 000 M. —

— Auf der Reise von Kalkutta nach Rangoon fuhr der englische Dampfer „Bindula“ gegen einen anderen englischen Dampfer „Mecca“. Der letztere sank. Der Kapitän, 2 Maschinisten und etwa 50 andere Personen ertranken. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 29. Mai.